

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 77 (2003)

Artikel: Meine Erlebnisse als Spettbub und andere Geschichten
Autor: Schäfer, Theo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Erlebnisse als Spettbub und andere Geschichten

Eine einführende Erklärung

Da soll ich also über meine Erlebnisse als Spettbub berichten. Ob das wohl mehr wird als ein saftloses Schüleraufsätzlein? Nun gut, meine Enkelkinder sind jeweils brennend interessiert, zu hören, wie es einmal war. So möge der geneigte Leser auch da und dort etwas zum Schmunzeln, ein Augenzwinkern finden.

In meiner Bubenzeit war zuerst Krise mit grosser Arbeitslosigkeit, dann kam die Zeit der Grenzbesetzung. Den Begriff der «neuen» Armut kannte man noch nicht, viele arme Leute hingegen schon. Leute, denen es häufig am Allernotwendigsten mangelte, die in einer Situation zurecht kommen mussten, die heute in unserem Lande unvorstellbar ist. So erinnere ich mich, dass es zum Beispiel wochenlang keine Frage war, was es zum Nachtessen geben sollte: Milchkaffee mit «Möcken». Zur Abwechslung schnitt ich mir das Brot in Streifen und tunkte diese «Kadetten» in den mit Zichorie gestreckten Kaffee.

Am knappsten war natürlich das Geld. So war meine Mutter oft gezwungen, die Fleischmärkli der Rationierungskarten zu verkaufen, um Geld für Lebensnotwendiges zu bekommen. Zum Trost assen wir etwa einmal eine «punktfreie» Chümiwurst aus Kaninchenfleisch. Auch der Käse – meine Leibspeise – war rationiert und teuer. Im Anblick des mickrigen Möcklis, das es etwa gab, schwor ich mir, nach dem Krieg einen

ganzen Laib Emmentaler zu kaufen und allein aufzuessen. Ein bis heute nicht gehaltenes Versprechen.

Was es aber nicht gab, war der Neid. Über dem sich Röhren, dem Trachten nach einem Verdienst und Nebenverdienstmöglichkeiten blieb keine Zeit zum Jammern, dass es andere besser hätten. Zudem waren die Nachbarn im Quartier nicht viel besser dran.

Es war klar, dass wir Kinder früh mithelfen mussten, zum Lebensunterhalt beizutragen. Die geringsten Möglichkeiten dazu wurden wahrgenommen. Die Stellen als Spettbube – Ausläufer, Bote, Lagergehilfe würde man heute sagen – waren begehrte Posten. Aber auch als Unterakkordant beim Austragen von Reklame gab es ein paar Batzen zu verdienen, und das Verteilen des «Gelben Heftes» warf pro bedienten Haushalt die stolze Summe von sieben Rappen ab. Doch halt, jetzt gerate ich schon ins Erzählen, dabei fehlen ja noch die Untertitel ...

Social Correctness: Ein Vorläufer der «Political Correctness»?

In der grossen Pause wurde Schulmilch abgegeben. Wöchentlich kaufte man eine Anzahl Milchbatzen, die dann gegen ein Fläschchen eingetauscht werden konnten. Damit alle Kinder von dieser gesundheitsfördernden Aktion profitieren sollten, erhielten die Armengenössigen die Batzen

1 Am «Halungeo-Egge» vor dem Obertor trafen sich im Morgengrauen Taglöhner und Arbeitgeber. 1920 hing bereits eine Tafel «Velofahren verboten». Dieses Bild von Historiker Theodor Pestalozzi war als Postkarte im Handel.

gratis. So weit, so gut, nur, die gekauften Batzen waren weiss und aus Aluminium, die kostenlosen waren rot und kupfern, auf dass jedes Kind und das Milchfräulein sehen konnten, wer die Milch «von der Stadt» bekam.

Godi Neeser, alt Milchhändler, beschreibt in seinen Erinnerungen, wie er täglich Milch und Post auf die Beguttenalp führte, auf dass die Kinder, die dort zur Milchkur weilten, ihren Nachschub bekamen. Nur, das Ding hiess offiziell nicht Milchkur, sondern Ferienversorgung armer Schulkinder.

Diese drei Wochen lagen unmittelbar vor oder nach den Sommerferien. Die Teilnehmer versäumten daher den Unterricht, was den mehr dem Fussball und weniger der Pädagogik zuneigenden Mittelstufenlehrer zu zahlreichen Spötteleien verleitete: «Ach so, du kannst die Rechnungen nicht. Natürlich, du musstest ja auf die Begutti mit den anderen Milchtitti Mämäm trinken gehen.» Dass die Klassenkameraden diesen Ton in der Pause dann gerne aufnahmen, liegt wohl auf der Hand. Schlägereien waren die Folge, die aber für die Milchtitti nicht nur negative Auswirkungen hatten.

Die Kleidervorschriften für am Maienzug teilnehmende Schüler waren damals noch rigoros. Vom Tenuzwang abweichende Bekleidung wurde in Zeitungsberichten arg gegeisselt. Aber auch hier hatte der Armenpfleger (heute Soziale Dienste) eine offene Hand. Die Lehrer bekamen eine Liste, beschriftet mit «Bekleidung armer Schulkinder»,



wo allfällige Bezüger einzutragen waren. Vor der ganzen Klasse wurde dann gefragt, wer allenfalls ein Paar Schuhe oder ein weisses Röcklein brauchte. Nach Prüfung und Gutheissung durch die Behörde erhielt man dann einen Gutschein zum Bezug des Benötigten. Ein schöner Brauch, der noch bis Ende der 1950er-Jahre geübt wurde.

20 Prozent Trinkgeld

Die Spettbuben-Posten waren sehr begehrt und wurden fast ausschliesslich von Knaben

aus der Halde oder dem Schachen versehen. Wo eine solche Stelle zu haben war, wurde sie unter der Hand weitergegeben. Endlich hatte auch ich das Alter erreicht, in dem eine Anstellung in Frage kam. In einem Weisswarengeschäft stellte ich mich vor. Fünf Franken sollte der Wochenlohn betragen, plus Trinkgeld. Immer sauber angezogen und freundlich hätte ich zu sein. Das Velo müsse immer im Hinterhof abgestellt werden. Das sei kein Problem, meinte ich, weil ich ohnehin keines besässe. Da der Dienst zu Fuss nicht zu versehen war, erbot sich die Ladenbesitzerin, mir das Geschäftsvelo zur Verfügung zu stellen, allerdings unter Halbierung des Salärs.

Dass es nun nur noch zweifünfzig die Woche geben sollte, war ja noch hinzunehmen. Die Tatsache, dass das Geschäftsvelo ein schwarzes altes mit Torpedo-Rücktritt versehenes Damenfahrrad (!) war, machte die Sache fast unerträglich. Jedenfalls bewirkte das Auftauchen eines Klassenkameraden in Sichtweite eine erhöhte Pedalentritt-Frequenz, um ja nicht auf einem «Weibergöppel» gesehen zu werden. Auch sonst löste der Posten nur mässige Begeisterung aus. Bei der Ablieferung eines Päckleins «Goldzack – das Gummiband, das lange hält» fiel kaum ein Trinkgeld ab. Beim Zigarettenholen für den Sohn des Hauses und Studenten gar keines. Auch das wöchentliche Abspritzen und Wischen des Trottoirs vor dem Laden gehörte nicht zu den lukrativen Tätigkeiten. Die Kundschaft, die beim Kauf

von ein paar Bändeli fragte: «Chönned S'is bringe?», wohnte gerne in entfernten Quartieren, und so war der Zeitaufwand entsprechend hoch, besonders dann, wenn noch Schnee lag und das Geschäftsvelo beim Vorankommen eher hinderlich war. «Wo bisch so lang gsi?» hörte man in nassem und durchfrorenem Zustand besonders gern. Bald wurde diese Frage zur Standardbegrüssung, was mich nach einer neuen Stelle umsehen liess.

Die fand ich in einem Pelzgeschäft. Acht Franken sollte hier der Wochenlohn sein, inklusive Geschäftsvelo. Schüchtern fragte ich, ob der Samstagnachmittag frei sei, wollte ich doch zur Pfadi. Grossmütig wurde dem Wunsch entsprochen, wohl im Anblick des kräftigen Burschen, den man sich gerne als Arbeitskraft sicherte. Aber ebenso grossmütig wurde die Zusage später zurückgenommen mit der Begründung, man könne doch nicht am strengsten Tag in der Woche im Wald «Indianerlis» spielen. Mit dem Trinkgeld war es auch nicht weit her. Im Frühling wollten die Pelzmäntel bei der Kundschaft für die Sommerlagerung abgeholt und im Herbst wieder ausgetragen werden. Die mit Pelzen gefüllte Kiste am Rücken drückte im Gegensatz zum Trinkgeld ganz ordentlich. In der übrigen Zeit war kaum Aussendienst zu leisten, Innendienst umso mehr. Vor dem Haus wurden Reiswellen – «Bürgerchnebel» – abgeladen. Diese galt es in den Keller zu tragen, um dort von Hand zerlegt und zersägt zu wer-

den. Noch heute tritt mir bei der Erinnerung der Schweiss auf die Stirne und spüre ich die Blasen an der rechten Hand. Im Winter hatte ich dann nochmals die Ehre. Die Ateliers wurden mit Holz geheizt, welches durch mich nachzuschieben war.

Die eingelagerten Pelzmäntel wurden – im Service inbegriffen – auch chemisch gereinigt. Auf einer Pritsche ausgelegt, wurden sie mit präpariertem Sägemehl bestreut, das ich dann mit zwei Rütlein wieder fein säuberlich auszuklopfen hatte. Die Anschaffung einer motorisch angetriebenen Reinigungstrommel habe ich noch erleben dürfen. Aber bald kam für mich die letzte Übung: Die Chefin war im Estrich des fünfstöckigen Hauses beschäftigt, derweil ich im Keller ... Durch eine Lehrtochter rief mich die Herrin in den Estrich und gebot, bei Frau Neeser am Kiosk «Schoggistängeli» zu holen, die ich dann oben ab lieferte. Nur kurz war mein Verschwinden in die Unterwelt zu meinen Reiswellen. Erneut wurde ich herauf befohlen, um den Auftrag zu fassen, im Keller einen Ochsnerkübel zu holen.

Also, den Arm angewinkelt und den bereits mit Pelzabfällen gefüllten Kübel hoch getragen, wo dann die «Schoggipapierli» fein säuberlich zerknüllt ihr Plätzlein fanden. Beim erneuten Abstieg in den Keller war mir klar, dass nicht etwa böse Absicht hinter diesem «Leiterlispiel» steckte, sondern eine Flüssigkeit mit der chemischen Formel C_2H_5OH Grund für den Spieltrieb der Chefin war. Aber ebenso klar war für mich, dass

ich den Ort mit dem vornehmen Ambiente verlassen wollte.

Ein Spielwarengeschäft war mein nächster Spettplatz. Hier wurde man hervorragend gehalten. Tägliches Z'Vieri, hie und da ein Geschenk, freundliche Worte und sehr gute Bezahlung waren selbstverständlich. Hier blieb ich bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit.

Mein Kollege Güsche war bei Früchten und Gemüse angestellt. Die Kundschaft war die gleiche wie bei den Pelzen, und entsprechend viel wurde telefonisch bestellt und durch den Spettbuben abgeliefert. Häufiges Ziel war eine Villa hoch oben am Berg, in damals noch nicht überbautem und unerschlossenem Gebiet. Ein Büschel Schnittlauch zu zehn Rappen war eine durchaus gängige Bestellung, welche Güsche am Lieferanteneingang abzugeben hatte. «Moment», meinte das Dienstmädchen und übergab dem Boten 20 Prozent Trinkgeld. Vor seinem Weggang steckte der Verärgerte den Zweiräppler ins Türschloss. Der später herbeigerufene Handwerker hatte das Malheur rasch behoben, ebenso rasch war im Gemüseladen wieder eine Spettbubenstelle frei.

Chischte füehre!

Der Monatsmarkt am Graben schien damals eine grössere Bedeutung zu haben als heute. Man mag das bezweifeln, für uns Buben

trifft es in mancherlei Hinsicht zu. Einmal gab es einen ganzen Mittwochnachmittag lang etwas zu bestaunen. Weil Krieg und daher das Benzin rationiert war, reisten viele Marktfahrer mit der Bahn an. Die Ware reiste als Passagiergut mit und musste vom Bahnhof irgendwie an den Graben gelangen. Eine Chance für findige Bubenköpfe. Morgens und abends hörte man den Ruf: «Chischte füehre, Chischte füehre ...». Eilige Händler waren froh, um einen Zwanzigräppler ihre Bagage gefahren zu wissen. Wer unter den Jung-Camionneuren kein «Leiterwägeli» zur Ausführung des obgenannten Geschäftes besass, lieh sich eines beim Nachbarn aus. Das war bei mir etwas schwierig. Der Nachbar war Cesare, ein Italiener, der im Säli seiner Beiz jeweils Gesinnungsgenossen einer politischen Bewegung versammelte, von der man heute nur noch ungern spricht. Es ging jeweils recht laut zu und her. Wir «Schächeler» trieben uns ums Gasthaus herum und äfften die Sprechchöre der Versammelten nach. Entsprechend hatte uns der Gastwirt auf dem Zahn. Fragen nach einer Gebrauchsleihe war unter diesen Umständen wohl zwecklos. Des Wirtes Tochter hingegen hatte ein Einsehen. Nur – der Vater durfte es nicht wissen. Das ging so lange gut, bis ich das Wägelchen wegen einer an Überlast gebrochenen Achse auf nur noch zwei Rädern zurückbringen musste.

Kriegsmobilmachung und immer wieder Einquartierungen

Die Angst der Erwachsenen über das Un gewisse, das da kommen musste, hatte sich auch auf uns Kinder übertragen. Aber die Gefühle, etwas Spannendes mitzuerleben, haben überwogen. Schon immer trieben wir uns im Schachen in der Nähe der Exerzierplätze der Rekruten herum. Und welche hohen und höchsten Offiziere am Vorabend im Restaurant Kantine (heute Schützen) wieder eine tolle Fête abgezogen hatten, wussten wir ganz genau.

Und jetzt kam die Kriegsmobilmachung. Der Schachen war Korpsmobilplatz für viele Einheiten, und dazu wurde hier auch ein Motorfahrzeug-Stellungsplatz eingerichtet. Es wimmelte von Soldaten. Häufig wurden wir Buben hergerufen, um Bier oder andere Tranksame zu holen und den Bestellern hinter dem Rücken der Vorgesetzten abzuliefern. Hin und wieder verlangte einer Schokolade, was uns auf die Idee brachte, einen entsprechenden Handel aufzuziehen. Der Lieferant der Hausierergilde, Tuggener an der Hinteren Bahnhofstrasse, lieferte die Ware obskuren Geschmackes und Herkunft in Kommission, will sagen, man bezahlte die bezogene Ware, konnte die nicht abgesetzte dann aber wieder zurückgeben.

Beim Gerangel um die besten Verkaufsplätze kam es unter uns Kameraden zu rechten Schlägereien, und es kam, wie es kommen

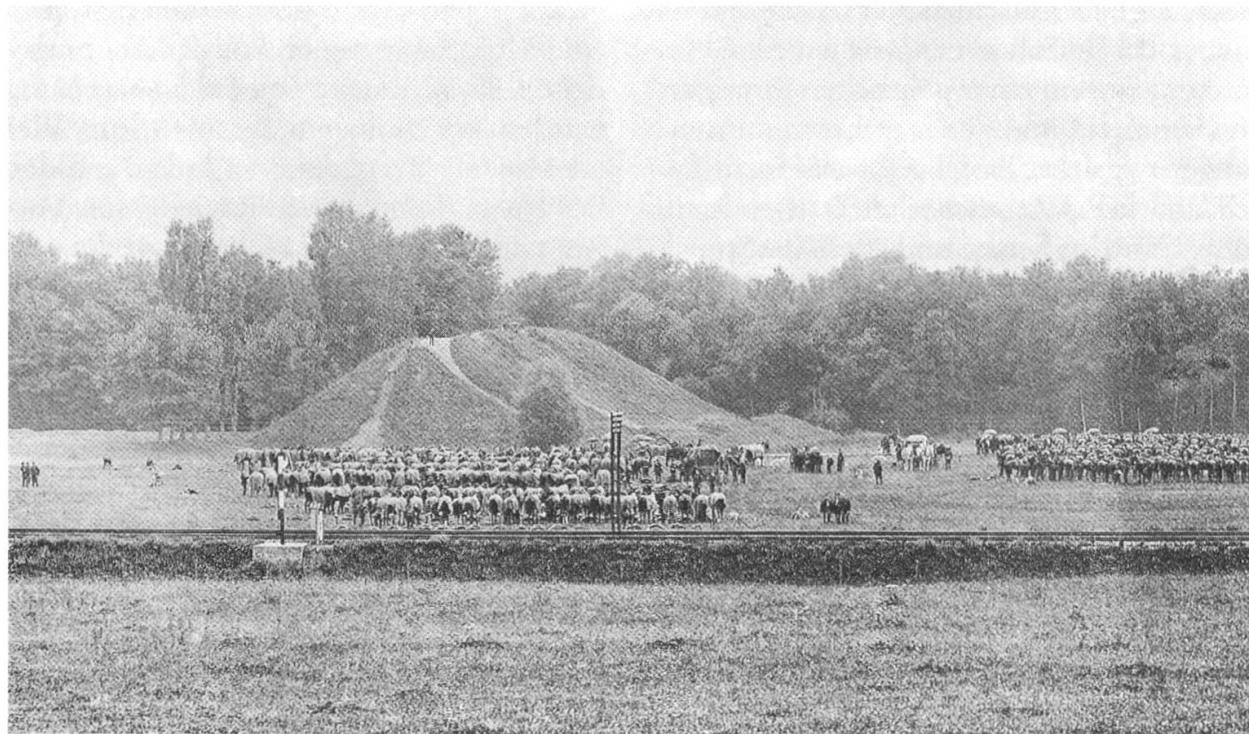
2 Pferdestellung für die Kavallerie im Schachen am «Chugelefang». Gustav Aeschbach beschrieb, wie es bei Armen auch (zu)ging: «Gönd zu de Soldaate, die gänd Ech öppis ...»

musste: Ein grosser Teil meiner Schokolade wurde zerbrochen. Die Meinung, auch zerbrochene Süßigkeiten könne man noch essen, wurde nur von wenigen Kunden und schon gar nicht von Tuggener geteilt. Der finanzielle Verlust war sicher der Grund, dass ich nie mehr an eine kaufmännische Laufbahn gedachte habe.

Im Verlaufe der Grenzbesetzung gab es immer wieder Einquartierung mit Belegung der Turnhalle oder des ganzen Schulhauses, was viel zum Zuschauen gab, zu schulfreien Tagen oder zu Unterricht auf der Tribüne des FCA. Im Souterrain der Zelglturnhalle war eine Truppenküche eingerichtet, wo

man mit einem «Milchkesseli» bewaffnet bereit stand, nach dem Zurückfassen durch die Fassmannschaft restliche Suppe ohne Spatz zu bekommen. Die Zahl der Anstehenden war immer gross, und man trachtete danach, die Konkurrenz klein zu halten oder auszuschalten. Dass einer Frau L. den Rat gab, doch in den Schachen zum Viehmarkt zu gehen, denn dort würden die Kühe vor dem Heimmarsch gemolken, und die Milch gratis abgegeben, war erfolgreich, aber wenig fein, denn es wurden heute nur Zuchttiere aufgeführt.

Ganz toll waren die persönlichen Kontakte zur Armee: Auch wir Buben hatten einen



3 Am innern Obertor war fast alles zu haben, Seife von Sunlight, Schoggi von Croisier, Autobenzin, Leihbücher, Pane all'italiana. Überall standen Leiterwägeli.

durch die Schule vermittelten Soldaten-Brieffreund, dem zu schreiben uns Helden im Gegensatz zu den «Weibern» bedeutend mehr Mühe machte.

Von ganz anderem Kaliber war dann im letzten Kriegsjahr der Einsatz als Pfadfinder. Man war am Mittwochnachmittag ins Zeughaus aufgeboten. Es konnte sich dabei nur – wie wir uns nach entsprechender «Signal»-Lektüre einbildeten – um die Verteidigung gegen Luftangriffe handeln. Dass wir im Hof dann bloss verstaubte Wolldecken auszuklopfen und zu bündeln hatten, behielten wir für uns.

... und weitere Möglichkeiten zur Horizonterweiterung

Als gelernter Zeitungsaussträger war es geradezu gegeben, auf einem weiteren Gebiet der grafischen Branche tätig zu sein: «Reklame» nannte man die heutigen Flyers, deren Verteilung im Stadtgebiet mit einem Rappen pro Exemplar honoriert wurde. Das Neu-Besohlen der dabei abgelaufenen Schuhe war damit wohl kaum zu bezahlen. Jeweils donnerstags marschierte ich mit dem «Blatt für alle» und dem «Gelben Heft» aus dem Hause Ringier zum sieben Mal höheren Honorar. (Rechne!)

Man erinnere sich, es war Krieg und damit Mangelsituation in allen Bereichen, was für findige «Schachenbauern» unerwartete Möglichkeiten bot. Auf dem Areal des heu-



tigen Schwimmbades lag die «Schutti», eine Abfalldeponie alten Musters. Was hier zu guten Zeiten an Schätzen abgelagert wurde, galt es nun zu heben. Wir durchwühlten das grausliche Terrain vor allem nach Metallen, welche wir dann bei einem Altstoffhändler versilberten. Da dieser neben dem «Lumpensammeln» auch noch mit Occasionsmöbeln handelte und dadurch Bedarf nach Transportkräften hatte, ergab sich eine weitere Möglichkeit pekuniärer Tätigkeit. Märkte mit dem Handkarren im halben Bezirk herum wurden ohne Murren zu jeder Tages- und Abendzeit ausgeführt. Zu behaupten,

die verdienten Batzen seien immer sinnvoll verwandt worden, wäre verwegen: Wir hatten, wer weiss warum, eine Vorliebe für Rollmopse aus der Konsumfiliale an der Asylstrasse. Und die Werbesprüche «Casimir raucht Capitol» oder «Und jetzt eine Boston» begannen auch ihre Wirkung zu tun.

Mit 15 Jahren begann meine Zeit als Handlanger auf dem Bau. Zehn Stunden am Tag wurde gearbeitet, am Samstagmorgen dann noch fünf. Die Mechanisierung beschränkte sich damals auf die Betonmischmaschine und den Kran, der Rest wurde von Hand gemacht. Es gibt viele Bauten in Aarau, die ich in Form von Backsteinen und Mörtel Brete um Brete hinaufgetragen habe. Der tiefe Dorfbach in Rapperswil wurde zwecks Sanierung mit Schaufel und Pickel in wochenlanger Schufterei ausgegraben. Eine fast kulturelle Tätigkeit fiel mir bei der Renovation der Stadtkirche zu: Ich durfte mit feinen Meisseln die Glasfenster im Chor herauslösen, damit diese während der Bauarbeiten nicht beschädigt wurden, sondern einem Restaurator in Bern überlassen werden konnten. Und eine seltsame Beobachtung konnte ich auch machen. Die meisten Maurer waren Männer aus Norditalien, die Handlanger Schweizer. Feierabend war um 18 Uhr. Die Italiener putzten ihr Werkzeug eine Viertelstunde nach sechs Uhr, die Schweizer 15 Minuten vor Sechs. Die insgesamt 57 Wochen waren eine harte aber interessante Zeit. Der Baumeister rühmte

mich auch bei meiner Mutter: Ich würde ihm glatt einen erwachsenen Handlanger ersetzen. Leider gestatte es die Gewerkschaft nicht, mich als Schüler wie einen solchen zu entlönen.

Dass ich als angehender Lehrer hier und da auch Privatstunden erteilte, war selbstverständlich. Wenn es auf Weihnacht zuging, suchte die Bahnpost Hilfskräfte. Der «Arbeitstag» begann um 19 Uhr und endete so zwischen drei und vier Uhr morgens. Der Schnellzug nach Baden/Wettingen fuhr um 05.25 Uhr. Immerhin dauerte die Fahrt eine halbe Stunde, die dann schlafend verbracht wurde.

Mit dem Ende der Seminarzeit war auch Schluss mit den Nebenbeschäftigungen, aber nicht ganz so abrupt. Im Interregnum zwischen dem Abschluss in Wettingen und dem Antritt einer Lehrerstelle respektive dem Eintreffen des ersten Monatslohnes von Fr. 525.– wollte ich auch gelebt haben. So verdingte ich mich bei einer Sägerei in Lenzburg. Der Sohn des Inhabers benötigte Nachhilfeunterricht. So wurde ich jeweils nach der Heimkehr des Buben vom Stapelplatz weggerufen, um bei den Hausaufgaben behilflich zu sein. So war allen geholfen: Der Sägermeister und sein Sohn profitierten von einem Privatunterricht zum Stundenansatz einer Sägereihilfskraft, und ich konnte mich in der Villa mit Geistigem abgeben und die frisch gesägten Balken anderen überlassen. A propos Profitieren: Dass ich im Gegensatz zu vielen meiner Kameraden

4 In fast jedem Gebäude an der Entfelderstrasse betrieben die Bewohner Gewerbe wie Weissnähen, Feilen hauen usw. Die Kies-Fahrbahn wurde mit Teer staubfrei gemacht, nicht zum Entzücken der Fussgängerschaft.

zu solcherlei Tätigkeiten gezwungen war, habe ich nie bedauert oder beklagt. Ich habe es als selbstverständlich gegeben hingenommen. Und ich habe profitiert. Es ist mir eine Welt aufgegangen, von der meine Altersgenossen keine Ahnung hatten. Und in meiner späteren Laufbahn waren die Kenntnisse und Erkenntnisse von ungeahntem Nutzen. Und noch etwas: Als Buben im Schachen hatten wir ein paradiesisches Umfeld für unsere Spiele und Streifzüge: Das Aarewäldli mit seinen Weiichern, das Gebiet zur Aare hin, wo internierte Polen die Rennbahnbauten ...

Der Fall von Salerno, oder was so alles in der Zeitung stand

An der Kasinostrasse, neben dem Kino, lag eine bescheidene Offizin, wo die «Neue Aargauer Zeitung», ein jungliberales Blatt, gedruckt wurde. Dieses hatte ich auszutragen. Die Abonnentenzahl war gering, das Verteilgebiet war entsprechend gross und umfasste das gesamte Zelgli. Knapp hundert Leser zählte die Kundschaft, die sich vornehmlich aus den damaligen Honoratioren wie Ärzten, Notaren, Prokuristen, und Direktoren zusammensetzte. Ein Kantilehrer bewohnte ein dunkles Haus, umgeben



5 Das «Affenwäldli» am Ziegelrain hatte Kern & Cie gestiftet. Halbwüchsige sind kaum je auf Fotos zu sehen, wohl aber Kinder. Alle Bilder Stadtmuseum im Schlossli, Aarau.

von dunkeln Tannen, das mir unheimlich schauerlich vorkam, und entsprechend schnell verschwand die Zeitung im Briefkastenschlitz. Dass ich mich Jahre später mit seinem von ihm verfassten Französisch-Lehrbuch noch viel unheimlicher zu quälen hatte, war mir damals natürlich noch unbekannt. Am Hebelweg stand in Maschinenmeisters Garten ein im Herbst voll behangener Birnbaum. Die Hausherrin ermunterte mich, mich der reifen Früchte zu bedienen, was ich dann auf meinen Rundgängen gerne und ergiebig tat, bis eine scharfe spitze Stimme aus einem Busch ertönte: «Das sind eusi Birre!» Erschrocken wich ich zurück und mied fortan die Spenderin meiner Zwischenverpflegung. Dass die damalige Erinnye und Tochter jenes Hauses meiner zukünftigen Frau beste Freundin werden sollte, ist eine andere Geschichte.

Das Blatt musste vor und spätestens in der Mittagspause beim Leser sein. Ich bediente mich einer Einkaufstasche als Tragbehälter, und los gings mit dem Schultheck am Rücken. Im Hause M. wurde ich dessetwegen angesprochen: «Du kannst doch als Bezirksschüler nicht mehr mit einem Schultheck am Rücken herumlaufen; da hast Du eine Ledermappe.» So konnte der Schulranzen verschwinden. Bequemer war die Sache zwar nicht, aber bezlergerechter. Über Wirbelsäulenverkrümmung durch einseitiges Tragen im Jugendlichenalter sprach man noch nicht, und Alltagsrucksäcke waren



noch nicht en vogue. Mit den Schreckgespenstern der Pöstler, den Hunden, hatte ich selten zu tun, die waren in der Zeit wohl beim Mittagessen.

War der morgendliche Schulschluss um elf Uhr und das Wetter gut, so war mein Geschäft, das mir übrigens pro Tag zwei Franken einbrachte, bis gegen ein Uhr erledigt, und ich konnte zum Essen gehen. Endete der Unterricht erst um zwölf, war etwa das Wetter schlecht oder lag gar Schnee, musste mein Mittagessen supponiert bleiben; es reichte dann oft gerade noch, zum Schulbeginn im Schulhaus zu sein. Am 9. Mai 1943

war wieder so ein Tag. Atemlos hastete ich in die Deutschstunde von «Päuk». Es musste etwas in der Luft liegen. Aufgeregzt schritt der Lehrer zwischen den Bankreihen auf und ab und fixierte uns durch seine kleinen schwarzgerandeten Brillengläser. «Du», schoss er auf mich, den zuletzt herein gewischten Schüler, «was hast du heute in den Mittagsnachrichten gehört?» Da wir kein Radio besessen, hätte ich eh nichts hören können, zudem hätte ich bis um zwei Zeitungen ausgetragen. Jetzt pustete Päuk an die Klasse gewandt los: «Seht mal her, die Amerikaner sind in Salerno gelandet, und der da verträgt Zeitungen und weiss nicht mal, was darin steht.» Das Geheul der Klasse zeigte dem Pädagogen, dass er mit seinem Humor wieder einmal ins Schwarze getroffen hatte.

Der Tag hat 24 Stunden ...

Wenn es in der Aspirantenschule so recht strub zu und her ging und der Chrampf kein Ende nehmen wollte, «brösmelte» der Kommandant neben seiner Tabakpfeife hervor: «Der Tag hat 24 Stunden, und wenn Ihnen das nicht genügt, so nehmen Sie noch die Nacht dazu.» Diesen Rat nahm ich bereits als Fünftklässler voraus. Im damaligen Restaurant Felsgarten an der Schönenwerderstrasse gabs eine Deutsche Kegelbahn, nicht mechanisiert. Das bedeutete eine Verdienstmöglichkeit als Kegelsteller.

Drei Stunden zu 50 Rappen war man im schweisstreibenden Einsatz. Und die Männer konnten kegeln! Kränze und «Babeli» waren die Regel. Dankbar war man als Kegelsteller, wenn mal ein Anfänger bloss zwei oder drei «Cheigel» umlegte.

Im Schachen war Stadtpolizist N. ständiger Quartierpolizeimann. «Bewaffneter Briefträger» bespottete man ihn, weil er in seinem Dienst auch das Stimmmaterial und die Bussenzettel für geschwänzte Gemeindeversammlungen auszutragen hatte. Auf uns Buben hatte er es besonders abgesehen. Er konfiszierte Fussbälle, wenn er uns beim Spielen auf verbotenem Platz erwischte, oder er hiess uns die Baumhütten in den Linden auf dem Viehmarktplatz wieder abreißen. Der Ziegelrain war mit einem Velo-fahrverbot belegt. Zusammen mit uns waren die Arbeiter der Firma Kern die Objekte, welche in seinem schwarzen Büchlein aufgeschrieben wurden. In eben diesem Büchlein wurde ich mit nachfolgendem Rapport an die Schulpflege verzeichnet, als mich «Der Dicke» auf dem Nachhauseweg vom Kegelstellen angehalten hatte. «Nachtschwärmerei» war das gemeldete, aber nie geahndete Delikt.

Theo Schäfer, *1931, Lehrer, später Leiter der Klubschulen Migros, Friedensrichter, lebt in Aarau.